

MATTEO RIGHETTO

Die
Seele
des
Monte
Pavione

MATTEO RIGHETTO

Die
Seele
des
Monte
Pavione

ROMAN

Aus dem Italienischen
von Bruno Genzler

BLESSING

Dieses Buch ist der Fantasie entsprungen. Alle Personen und Schauplätze wurden vom Autor erdacht oder zumindest so umgeformt, dass sie sich ins Romanganze einfügen. Etwaige Übereinstimmungen mit lebenden oder verstorbenen Menschen sind rein zufällig.

Originaltitel: *L'anima della frontiera*
Originalverlag: Mondadori Libri, Mailand

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2019
Copyright © 2018 Matteo Righetto
und Piergiorgio Nicolozzini Literary Agency
Copyright © 2019 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-616-0

www.blessing-verlag.de

*Den Freien und Gerechten, den Dichtern und Heiligen:
dem Geist, der keine Grenzen kennt.*

Er fand, in der Schönheit der Welt lag ein Geheimnis
verborgen. Er fand, der Herzschlag der Welt hatte
einen furchtbar hohen Preis; das Gleichgewicht
zwischen Schmerz und Schönheit der Welt verschob
sich mal hierhin, mal dorthin, und in Zeiten krasser
Unausgewogenheit wog vielleicht der Anblick einer
einzigen Blume das Blut zahlloser Menschen auf.

Cormac McCarthy

All die schönen Pferde

ERSTER TEIL

Es gibt Dörfer, die scheinen das Unheil anzuziehen. Man riecht es schon, wenn man die Luft dort einatmet, die trüb ist, abgestanden und verbraucht – wie alles, was dem Niedergang entgegengeht. Ein solches Dorf war auch Nevada mit seinen wenigen Bewohnern in ihren ärmlichen Hütten, die sich an die Steilhänge rechts des Flusses klammerten, halb verborgen durch raue Wälder und verstreut zwischen den *masiere*, jenen schmalen, den Felswänden abgerungenen Terrassen, die östlich der Hochebene von Asiago in Richtung des Städtchens Enego hin abfallen, um schließlich ins Brenta- und Suganatal einzutauchen.

Eingefasst von Trockenmauern aus Bruchsteinen, die hier massenhafter noch als Maulwürfe die Erde durchsiebten, waren es diese *masiere*, auf denen die Bewohner des Dorfes Tabak anbauten. Das geschah seit Generationen, seit Jahrhunderten, denn über dem Tal der Brenta gedieh Tabak so gut und mit einem solchen Aroma wie sonst nirgendwo weit und breit. So hatte der Tabakanbau bereits den Holzhandel abgelöst, als im 17. Jahrhundert unten im Tal der Schwarze Tod immer weiter nach Süden vordrang und es so aussah, als würde es für niemanden ein morgen geben.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts lebten in Nevada nur drei Familien, und eine davon waren die De Boers.

Augusto war das Familienoberhaupt. 1852, als seine Heimat noch von Österreich beherrscht wurde, war er in jenem Haus zur Welt gekommen, in dem er dann bis zu seinem Tod leben sollte und in das er auch seine Frau Agnese aufnahm, die Tochter einer Bauersfamilie aus Stoner, einem ebenfalls winzigen Dorf auf der Hochebene von Asiago. Drei Kinder schenkte sie ihm, zwei Mädchen und einen Jungen, die alle in Nevada geboren wurden, in eben jenem Haus.

Augusto war weder groß noch stämmig, verfügte aber über schier unerschöpfliche Kräfte. Mit fünf Axthieben konnte er eine Fichte fällen, die doppelt so alt war wie er. Ein dichter schwarzer Schnurrbart verbarg seinen Mund, der häufig mit Tabakkauen beschäftigt war. Er sprach wenig und schwieg manchmal ganze Tage lang. Wenn er jedoch einmal die Lippen bewegte, erstarben die Gespräche ringsum und alle verstummten. Denn seine Worte waren so endgültig wie der Stein auf einem Grab.

Augusto war in Armut aufgewachsen und wäre als Kind fast an der Pellagra gestorben. Allzu oft hatte er seine Eltern gegen jene Hungersnöte ankämpfen sehen, die die Bergbauern dieser Gegend regelmäßig heimsuchten.

Vielleicht war dies der Grund, weshalb Augusto de Boer die Last der Verantwortung für alles, was um ihn war, so schwer auf seinen Schultern spürte und jeden Tag in dem Bewusstsein lebte, dass das Schicksal seiner Familie, im Guten wie im Schlechten, so fest mit seinem Schicksal verwachsen war wie die Äste einer Eiche mit ihrem Stamm.

Daher lobte er Gott zweimal am Tag, auf seine Weise. Das erste Mal, wenn er morgens mit dem Zwitschern der Singdrosseln aufstand, um sich zur Arbeit auf den Tabakterrassen aufzumachen, und dann abends, wenn er mit von den Strapazen erschöpften Gliedern heimkehrte. Dann aß er einen Schlag Polenta, legte noch einmal Holz im Küchenofen nach und ging zu Bett. Dort lag er mit geschlossenen Augen, lauschte dem Gesang der Nachtigallen, der aus dem nahen Wald zu ihm drang, und spürte, wie sein Rücken von den Anstrengungen des Tages kribbelte.

3

Agnese war drei Jahre jünger als er und seit ihrem Wegzug aus Stoner nie wieder in ihr Heimatdorf zurückgekehrt. Sie hatte leicht klobige Hände, deren rötliche Haut auf den Handrücken schrumpelig und in den Handflächen von unzähligen feinen Falten durchzogen war.

Mit gesenktem Kopf und mit raschen Schritten, als habe sie es immer eilig, bewegte sie sich durchs Haus. Sie hatte dichtes schwarzes Haar, das aber nur wenige Menschen gesehen hatten, trug sie es doch, im Nacken zusammengefasst, stets unter einem dunklen Kopftuch verborgen, das unter dem Kinn verknotet war.

Agnese betete viel, vor allem zur Madonna, auch wenn sie auf dem Feld arbeitete oder vor dem Herd stand und in dem Topf mit der ockergelben, sämigen Polenta rührte. An manchen Tagen kehrte sie derart erschöpft von den Tabakfeldern zurück, dass sie selbst zum Essen zu schwach war. Dann bereitete sie das Abendessen nur für die anderen zu, ließ sich neben dem Herd oder auf den Stufen vor der Haustür nieder, ruhte sich aus und bewegte dabei betend die Lippen. Trotz des harten Lebens in den Bergen war sie eine feinfühligte Frau, die jeden Tag aufs Neue über die Schönheit der Natur selbst in den kleinsten Dingen staunen konnte und sich davon verzaubern ließ: von einer Löwenzahnblüte, einer Haselnuss oder der kunterbunten Feder eines Eichelhähers.

Agnese war noch nie etwas geschenkt worden, aber sie hatte auch keine Wünsche, außer dem einen, ihre Kinder gesund und zu guten Christen heranwachsen zu sehen.

Augusto und Agnese hatten drei Kinder. Jole kam im Jahr 1878 zur Welt, Antonia 1883 und Sergio 1886.

Im Aussehen sowie in ihrem Wesen war die Älteste, Jole, ganz der Mutter nachgeschlagen. Vielleicht war dies auch der Grund, weshalb sie mehr noch als die anderen ihren Vater liebte. Ihr Haar war blond, und sie trug es meist zu einem Zopf geflochten, der ihr lang auf den Rücken fiel. Sie war schlank und hatte große helle Augen, deren Farbe schwer zu bestimmen war: Zuweilen schimmerten sie grün wie ein Lärchenwald im Sommer, andere Male grau wie das Winterfell der Wölfe, dann wieder blaugrün wie ein Gebirgssee im Frühjahr.

Jole liebte Pferde über alles, und schon als Kind war sie barfuß durch Wälder und über unwegsame Pfade gelaufen, nur um sich welche anzusehen. So machtvoll war diese Leidenschaft, dass sie, vor allem im Sommer, schon frühmorgens aufbrach und erst kurz vor Sonnenuntergang heimkehrte. Zwei Orte gab es, an denen sie Pferde beobachten konnte. Im Norden die Weiden bei dem Gehöft Rendale, wo neben den Herden von Foza-Schafen immer zahlreiche Pferde grasten, und im Süden die Gebirgskämme um den Ort Sasso, wo eine ganze Reihe kräftiger Zugpferde dazu eingesetzt wurden, den Marmor, der dort abgebaut wurde, ins Tal zu bringen.

Jole mochte sie alle, egal ob es sich um schlanke Rassepferde oder um stämmige Kaltblüter handelte, die schwere Arbeiten verrichteten, und wie in einem Traum oder einem Zauber gefangen, konnte sie ihnen stundenlang geistesabwesend zuschauen.

Antonia, ihre Schwester, trug die Haare am liebsten kurz. Also schnitt Agnese sie ihr zweimal im Jahr mit einer alten Schere ab, ganz vorsichtig, um sie nicht mit der Klinge zu verletzen, denn gegen einen Wundstarrkrampf wären sie noch machtloser gewesen als gegen den Hunger. Antonia half der Mutter gerne im Haushalt und hatte Spaß am Kochen, selbst mit dem wenigen, das ihnen zur Verfügung stand. Im Sommer war sie ebenfalls häufig im Wald zu finden, spazierte umher, lauschte auf die Geräusche und Stimmen der Tiere und ließ sich den Duft der Bäume in die Nase wehen.

In einer alten Blechbüchse sammelte sie das Harz, das die Rinden der Rottannen absonderten, und brachte es ihrem Vater, der es knetete und zu harten Kügelchen formte, die zum Anfeuern des Ofens gebraucht wurden. Einen Teil des Harzes hielt er aber stets für Antonia zurück, die damit besonders schöne Blumen oder Insekten dem Wirken der Zeit entzog, sodass sie sie in ihre Sammlung einordnen konnte.

Doch Antonia sammelte nicht nur Harz. Auch Waldbeeren brachte sie von ihren Ausflügen mit, Himbeeren und Holunderblüten, aus denen ihre Mutter

köstlichen Sirup kochte, der mit Flusswasser verlängert wurde und bestens den Durst löschte.

Und eben dieser große Fluss unten im Tal war der Lieblingsort des jüngsten der drei De-Boer-Kinder. So oft es ging, durchstreifte Sergio den Wald, der sich östlich von Nevada ausbreitete, und ließ sich am oberen Rand der Felswand nieder, die senkrecht aus dem Brentatal aufsteigt, schaute über den Fluss und lauschte dem Rauschen, mit dem das Wasser der Stadt Bassano del Grappa und der Küstenebene vor Venedig zuströmte. Sergio war schwächling, blond, zappelig und plapperte in einem fort. Zum Spaß hieß es unter den Schwestern und der Mutter, dass er doppelt so viel wie die anderen rede, weil er nicht nur eine eigene, sondern auch die Stimme seines Vaters mitbekommen habe.

Alle drei jedoch brachten ihre Tage nicht nur mit ihren kindlichen Beschäftigungen zu, ihren Vorlieben und Träumen in jener Unbekümmertheit, wie sie für Menschen diesen Alters überall auf der Welt typisch ist. Nein, sie arbeiteten auch bis zum Umfallen, vor allem auf den Tabakfeldern, zusammen mit den Eltern, denn der Tabak bestimmte das Schicksal der Familie, und dem konnte sich niemand entziehen.

Die De Boers lebten so gut es ihnen die Umstände erlaubten, das hieß, sie schlugen sich irgendwie durch, wie alle Bergbauern der Gegend in jenen Jahren, ja, im Grunde zu allen Zeiten.

Sowohl im Tal der Brenta als auch oberhalb der Steilwände, die den Fluss im Osten und Westen begrenzten, also der Hochebene von Asiago auf der einen und der Gegend um den Monte Grappa auf der anderen Seite, hatten in den zurückliegenden Jahrzehnten Hunderte von Familien ihre Heimat für immer verlassen und ihr Glück andernorts, vielfach sogar in der Neuen Welt jenseits des Ozeans gesucht.

Die De Boers hingegen waren geblieben, hatten für verschiedene Könige Tabak angebaut und weiterhin Armut und Entbehrungen getrotzt. Der *Nostrano del Brenta* war ein hochgeschätzter Tabak, der als Rauch-, Kau- und Schnupftabak in den Sorten Cuchetto, Avanetta, Avanone und Campesano angebaut wurde. Um ein gutes Produkt zu erhalten, war viel Arbeit vonnöten, handelte es sich doch um ein langwieriges, empfindliches Verfahren, bei dem der kleinste Fehler die gesamte Ernte gefährden konnte. Was für die Bauern hieß, dass sie hungern würden.

Nach dem stets harten Winter begann Ende Februar die Arbeit. Nun galt es, die Terrassen für das Umgraben vorzubereiten. Mit Hacken ausgerüstet, machten sich

Augusto und Agnese, Jole, Antonia und Sergio daran, Unkräuter zu jäten und in Haufen zu sammeln sowie Mist auf den Feldern zu verteilen. Anfang März hoben sie mit dem Spaten Furchen aus, wobei die Erde immer zum Hang hin abgelegt wurde, damit angesichts der geneigten Terrassen die Trockenmauern nicht zusätzlich belastet wurden und einbrachen. Dieses erste Umgraben sollte die Bodenstruktur verbessern.

Danach durchzogen Furchen wie Bahngleise die Terrassen. Das eigentliche Umgraben begann dann Mitte Mai und musste schnell von der Hand gehen. Diese Aufgabe war Augusto vorbehalten, da sie von allen Arbeitsgängen der härteste war. Auf den schmalen, abschüssigen Terrassen konnte man schwerlich einen Pflug einsetzen, sondern musste die Erde allein mit der Kraft der Arme für die Pflanzung vorbereiten. Meisterlich geführt von der Hand des Familienoberhaupts, wendete und glättete der Spaten Erdscholle um Erdscholle.

Der so planierte Boden war dann bereit, die vielen kleinen Tabakpflanzen aufzunehmen. Während Augusto die Felder umgrub, hatten Agnese und die Kinder damit zu tun, diese Pflänzchen in eigens angelegten wind- und sonnengeschützten Saatbeeten vorzuziehen. Das dazu benötigte Saatgut erhielten sie von einem Angestellten des Staatlichen Tabakmonopols *Regia dei Tabacchi*, der jedes Jahr um diese Zeit in Nevada eintraf und der Familie De Boer fünfzehntausend Samen für die Saatbeete

aushändigte, eine Menge, die er mit einem fingerhutgroßen Becher abmaß.

Am Gründonnerstag ging Agnese alljährlich zum Fluss hinunter, wusch sich dort zum Zeichen der Buße und der Läuterung das Gesicht und brachte zwei Eimer Wasser mit zurück, um jedes neue Tabakpflänzchen mit ein paar Tropfen davon zu versorgen. In den ersten Junitagen konnte dann mit dem Auspflanzen begonnen werden. Mit einem Kreuz markierte Augusto die Stellen, und wo sich die Linien trafen, setzten Agnese und ihre Kinder die inzwischen zehn Finger hohen Pflanzen ein und gossen sie mit dem von der Brenta heraufgeschleppten Wasser. War der Tabak drei Spannen hoch gewachsen, düngten Augusto und Agnese ihn mit Jauche aus den Latrinen, jäteten das Unkraut, das sich mittlerweile ausgebreitet hatte, und lasen die Insekten ab, die den Tabak befielen. Jede Pflanze, die dennoch nicht zu retten war, wurde durch eine neue ersetzt und musste, wenn sie gar nicht mehr zu verwenden war, vor den Augen eines Beauftragten der Staatlichen Tabakgesellschaft vernichtet werden.

Aber bis zur Ernte war es noch lange hin.

Wenn die Tabakpflanzen etwa die Höhe von Augustos Hüfte erreicht hatten, wurden sie gestutzt. Das war Joles Aufgabe: Zunächst schnitt sie den oberen Teil jeder Pflanze ab, damit sich die unteren Blätter besser entwickeln konnten. Danach galt es, die Pflanzen gut im Auge

zu behalten, denn nun würden sie innerhalb weniger Tage austreiben, und auch diese Triebe waren sofort zu entfernen. Eine eintönige Arbeit, die Augusto gern Antonia und Jole überließ. Als Nächstes hieß es, die unteren, minderwertigen Blätter der Tabakpflanzen zu entfernen, und zwar noch bevor die Inspektoren des Königlichen Tabakmonopols ein weiteres Mal zur Kontrolle erschienen. Schließlich wartete man auf den September, wenn der Tabak langsam reif wurde. War der richtige Zeitpunkt gekommen, begann die Ernte. Die ganze Familie war dabei, brach die Blätter von den Stielen und legte sie am Feldrand ab. Augusto und Agnese war es anschließend vorbehalten, die Ernte sorgfältig im Stall einzulagern und senkrecht zu schichten, also immer mit den Spitzen nach oben und den Blattrippen nach außen. Einige Tage lang vergilbte, also fermentierte der Tabak auf diese Weise, eine unerlässliche Voraussetzung für ein aromatisches Produkt.

Von der ganzen Familie war Augusto der Einzige, der beurteilen konnte, wie weit die Vergilbung fortgeschritten war und ob sie den gewünschten Grad schon erreicht hatte. Jedes einzelne Blatt nahm er zur Hand, legte jene zur Seite, die noch nicht so weit waren, und sortierte die anderen nach ihrer Größe. Immer wieder musste er prüfen, ob die Fermentierung wunschgemäß verlief und keine Blätter verderben oder faulten. In diesen Tagen herrschte eine gespannte Atmosphäre im Stall, und das

nicht nur wegen der stickigen Tabakdünste, denn an Augustos Miene ließ sich bereits erraten, ob die Tabakqualität zufriedenstellend oder der ganze Jahrgang zu vergessen war. Und so lebten die De Boers in diesen Tagen in Erwartung eines Zeichens ihres Familienoberhaupts. War es dann so weit, machten sich wieder alle an die Arbeit und schafften die Blätter auf den Dachboden, wo sie an den sogenannten *smussi*, den langen Stangen von Holzgestellen also, zum Trocknen aufgehängt wurden. Nach zwei Wochen wendete Augusto die Blätter, indem er kurzerhand die ganze Stange umdrehte.

Der letzte Durchgang war der einfachste. Zu diesem Zeitpunkt hatte Augusto schon erkannt, ob es ein gutes Tabakjahr war, und gönnte sich noch ein paar Tage Erholung, bevor er und seine Familie sich daranmachten, die getrockneten Tabakblätter nach Größe und Qualität zu sortieren, sie in Bündel zu je fünfzig Blatt zusammenzufassen und mit einem Bindfaden, zuweilen auch Lindenbast, zu umwickeln. Innerhalb weniger Tage waren die Bündel fertig für den Abtransport zur Staatlichen Tabakgesellschaft. Den letzten Arbeitsgang im Freien erledigte der kleine Sergio, und zwar bestand der darin, die auf den Terrassen zurückgebliebenen Pflanzenstängel zu entfernen. Der Junge zog sie heraus, schlug sie heftig gegeneinander, um die Erde abzuschütteln, und legte sie zu Garben zusammen, die im nächsten Frühjahr verbrannt würden.

Nach den Anstrengungen während der schönen Jahreszeiten verlief das Familienleben in den kalten Monaten ruhiger und gemächlicher. Je näher der Winter rückte, desto mehr verlangsamten sich die Abläufe innerhalb und außerhalb des Hauses. Alle Geräusche klangen gedämpfter oder verstummten gar für ganze Tage. Im Leben der Familie De Boer häuften sich die Stunden, in denen nichts geschah – Stunden, die geprägt waren von Enge und Langeweile. Von Dezember bis Februar schienen die Kälte und die lange Dunkelheit kein Ende nehmen zu wollen. Die De Boers lebten nun zurückgezogen in einer fast klosterartigen Gemeinschaft, deren Tagesablauf von den Mahlzeiten bestimmt wurde, den Hausarbeiten sowie jenen Notwendigkeiten, die ihnen die bäuerliche Welt und die Armut mit ihren unumstößlichen Regeln auferlegten.

Um die Weihnachtszeit des Jahres 1888 waren Jole und die kleine Antonia morgens in der Küche beisammen, in der es nach gekochtem Gemüse und Getreide roch. Augusto war in den Stall hinübergewandert und kümmerte sich um das Vieh; bei ihm war Sergio, der damals gerade zwei Jahre alt war. Agnese hingegen war im Freien beschäftigt und schaufelte Schnee, der bereits in der Nacht zu fallen begonnen hatte. Um sich aufzuwärmen, stellte sich Antonia ein paar Minuten lang an den gusseisernen Ofen, lief zum Fenster, das zum Hof

hinausging, stieg auf einen Stuhl und machte es sich auf der Fensterbank bequem, um ihrer Mutter durch die dick beschlagene Scheibe bei der Arbeit zuzusehen.

Agnese rackerte unermüdlich. Obwohl es weiter heftig schneite, schaufelte sie nicht nur den Weg zum Haus frei, sondern auch den Zugang zum Stall mit dem Heuschober und zum Gemüsegarten, in dem es jetzt im Winter allerdings nichts mehr zu ernten gab.

Schneebedeckt war die gesamte Landschaft ringsumher oder zumindest jener Ausschnitt, der trotz der schweren, tiefhängenden Wolken davon zu erkennen war. Eine Atmosphäre friedlicher Stille, aber auch eines vagen Verlorenseins, hüllte alles ein.

»Los, Antonia, komm mal her!«, rief Jole an die kleine Schwester gewandt, während sie zwei Eier und eine Schüssel aus dem schief an der Wand hängenden Regal nahm. »Jetzt hilf mir mal, die Gerstensuppe ist fast fertig.«

Gewandt wie eine Katze kletterte Antonia von der Fensterbank und dann vom Stuhl hinunter und hüpfte zu ihrer Schwester.

»Was soll ich denn machen?«

»Ich schlage die Eier mit Milch auf, und du rührst weiter in der Suppe.«

Seit über drei Stunden passte Jole auf den Topf auf, schob ihn, damit die Suppe ständig nur leicht köchelte, in einem fort auf der gusseisernen Herdplatte hin und her und legte immer mal wieder mittelgroße Buchen-